

8. FREMDE UND FREMDHEIT ALS PROBLEM

8.1 Eigenes und Fremdes

Nicht ohne Grund fehlen im Titel die Artikel: Sie würden nicht nur unterstellen, dass es sich um gegebene Objekte der Erfahrung und des Wissens handelte, sondern darüber hinaus würden sie eine kategoriale Bestimmbarkeit versprechen, die problematisch und so nicht einlösbar ist. Könnte man das Fremde umstandslos erkennen und begrifflich identifizieren, würde es dadurch zu etwas Bekanntem und seine Fremdheit gerade verlieren. Und will man über das Eigene sprechen, das Ureigenes nur wäre, wenn es in unvordenklicher Urvertrautheit so mit dem Ich zusammenfiel, dass es von ihm nicht einmal als ein Bewusstseinsgegenstand erfasst werden könnte, dann bedürfte es zuvor eines Abstandes, um es überhaupt zum Thema und Gegenstand der Rede machen zu können. Man müsste sich also vom Eigenen entfernen, wodurch es einem wenigstens partiell fremd würde. Weder das Eigene noch das Fremde können also *als solches* erfasst, erkannt und bestimmt werden. Wenn aber das vermutete Eigene schon im Akt seiner reflexiven Erkenntnis zu einem vom denkenden Ich unterschiedenen und getrennten Gedachten, also zu etwas partiell Fremdem wird, dann stellt sich die Frage, was dieses Fremde von anderem Fremdem unterscheidet. Und wie vermeintlich Eigenes fremd werden kann, so kann sich das Ich Fremdes aneignen, indem dieses, in eine unmittelbare Nähe zum Eigenen gerückt, vertraut, assimilierbar und letztlich auch zum Eigenen wird. Und so wie Fremdheit keine Eigenschaft ist oder ein objektiv feststellbares Verhältnis bezeichnet, so bezeichnen die Begriffe „Eigenes“ und „Fremdes“ keine eindeutig identifizierbaren Objekte oder Bereiche.

Nun hat es aber Fremdes und Fremde nach allem, was man weiß, von jeher, zu allen Zeiten und für alle Kulturen gegeben. Von Beginn an waren die Menschen mit Fremdem und Fremdartigem umgeben. Solange menschliche Gesellschaften existieren, unterhalten sie wechselseitige Beziehungen untereinander. So wie es unvorstellbar ist, dass Menschen zunächst isoliert voneinander leben, bevor sie eine Gemeinschaft bilden, so wenig ist eine Gruppe oder Kultur denkbar, die nicht von Anfang an in einer Beziehung zu anderen stünde. (Todorov 1995) Die Identität des einzelnen wie der Gruppe erwächst dabei aus der Differenz und Abgrenzung, mehr noch, eine Kultur entwickelt sich nur vermittelt ihrer Kontakte zu anderen, so dass man sagen kann, dass diese Beziehung der Interkulturalität für jede Kultur konstitutiv ist. Wie das Individuum Menschenfreund oder Misanthrop sein kann, so können Gesellschaften ihre Beziehungen zu anderen hochschätzen oder umgekehrt sich lieber von ihnen abgrenzen. Xenophilie und Xenophobie sind von Beginn an Möglichkeiten der Beziehung zu

Fremden mitsamt ihren Manifestationen des Exotismus bis hin zum Kosmopolitismus auf der einen Seite, dem Rassismus mit der Ideologie der Reinheit des Blutes und der Abstammung, des Nationalismus und des patriotischen Kultes und vor allem der Angst auf der anderen Seite (Todorov 1986; Kristeva 1990; Demandt 1995; Hund 2007; Oeser 2015).

Die Erfahrung des Fremden ist jedoch nur in seltenen Fällen eindeutig affirmativ oder abwertend, sondern im Wesentlichen ambivalent zwischen neugieriger Faszination und ängstlicher Abwehr eingespannt. (Hahn 1994, S. 151ff) Und auch die Begegnung und der konkrete Bezug zum Fremden ist nicht nur so zu verstehen, dass äußere Fremde der eigenen Gruppe jenseits territorialer oder nationaler Grenzen gegenüberstehen oder vorübergehend oder dauerhaft zu Gruppenmitgliedern werden (Simmel 1987), sondern er findet auch innerhalb einer Gruppe oder Gesellschaft statt, deren Mitglieder sich in Untergruppen des Alters, des Geschlechts, der Herkunft, der Stellung zusammenfinden, so dass, in einem anderen Sinne, auch zwischen diesen bis hin zu den einzelnen zueinander in der intersubjektiven Relation eine Fremdheit besteht. Letztlich ist auch der einzelne Mensch keine homogene Entität oder undifferenzierte Ganzheit, sondern bestimmt durch einen Riss, eine Spaltung, eine Kluft oder eine Unidualität (Morin 1994), die ihm eine Selbst-Fremdheitserfahrung am eigenen Leibe zumutet (Merleau-Ponty 1966; Plessner 1970; Kamper 1997), insofern das vermeintlich souveräne Ich sich selbst als eine Eigenschaft des eigenen Körpers verstehen lernt. Anstatt ihn zu besitzen und zu kontrollieren, erfährt es sich selbst umgekehrt als abhängig vom Körper, als Gefangenen dieses Anderen und als dessen Leibeigenschaft. Dieses Eigenste erweist in allen Fällen der Kreatürlichkeit und Endlichkeit als etwas irreduzibel Fremdes und dem Ich Entzogenes. (Meyer-Drawe 2007; 2008)

Das Eigene und das Fremde gehören also als begriffliches Kontrastpaar zwar grundsätzlich zusammen, da eine Rede vom Eigenen nur durch Abgrenzung von Fremdem Sinn macht, und zwar auch da, wo dieses nicht explizit genannt wird, so wie ein „wir“ immer eine oft unausgesprochene Grenze zu einem „ihr“ zieht und implizit ein „hier“ von einem „da“ trennt. Doch der Bezug zwischen Eigenem und Fremdem ist nie auf zwei klar identifizierbare gegensätzliche Pole oder Positionen verteilt, sondern beide Seiten sind in sich gespalten, da sich selbst bei einem konsequenten Ausschluss des Fremden dessen Spur im Eigenen niederschlägt, die Grenzziehung zwischen Eigenem und Fremdem also auch das Eigene teilt.